Diakonie

1/2015

JOURNAL

Magazin für Rheinland, Westfalen und Lippe

24 Stunden Diakonie

24 Stunden Diakonie - Inhalt

Editorial

4 Im Kölner Wohnungslosenhaus

6 Notfallseelsorge im Einsatz

8 Den letzten Weg mitgehen

10 Geburt im Krankenhaus

12 Nachts in der Forensik

13 In der Radstation Essen

14 Die KiTa öffnet ihre Pforten

16 Gezielte Förderung

18 Die Kernarbeitszeit beginnt

19 Am offenen Herzen

20 Gottesdienst im Altenpflegeheim

21 Mittags im Tagespflegehaus

22 Ambulante Pflege

24 Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung

25 Mit der Diakonie auf Reisen

26 Zeit und Ehrenamt

27 Unterwegs für die Diakoniesammlung

28 Abendessen im Altenheim

29 Telefonischer Besuchsdienst

30 Treffpunkt Blaues Kreuz

32 Was alles passieren kann

34 Bei Anruf Not

35 Nachts im Frauenhaus

Editorial

24 Stunden Diakonie

Der Berliner Bischof Otto Dibelius, ein in seiner Zeit hochberühmter Kirchenmann, gab seiner Autobiografie den Titel „Ein Christ ist immer im Dienst“. Immer im Dienst? Das stieß schon damals auf Kritik. Man müsse anders betonen, erwiderte Dibelius auf diese Kritik: **Ein** Christ ist immer im Dienst.

24 Stunden Diakonie: Diakonische Dienste arbeiten rund um die Uhr. Nicht immer sind alle für alle erreichbar. Aber für das, was Menschen krank macht, für Menschen, die in einer akuten Krise stecken, für Menschen, die kleine Alltagshilfen brauchen oder auch für Menschen, die langfristig auf Betreuung und Begleitung angewiesen sind – für all diese Menschen gibt es diakonische Hilfen. Davon erzählt dieses Diakonie-Journal. Diakonie am Tag und in der Nacht. Diakonie in Stadt und Land. Diakonie in allen Regionen der rheinischen, westfälischen und lippischen Kirche. 24 Arbeitsfelder werden hier vorgestellt. All das ist Diakonie. Und so unterschiedlich arbeitet Diakonie. Ich bin sicher, dass jeder Leser, der sich auf die Zeit-Entdeckungsreise durch dieses Heft einlässt, Dinge entdecken wird, die er noch nicht gekannt hat.

Aus dem diakoniebrief für ehrenamtlich Engagierte ist jetzt das Diakonie-Journal geworden – etwas farbiger und etwas frischer. Aber mit demselben Anliegen: Gute Beispiele vorzustellen für diakonische Hilfen, die Gutes bewirken. Immer auch zur Nachahmung empfohlen. Allen, die zu diesem Heft beigetragen haben, sei herzlich gedankt. Unser nächstes Thema soll sein: Diakonie auf dem Land. Wir freuen uns auf Ihre Beiträge.

Reinhard van Spankeren
Leiter des Geschäftsbereichs Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Diakonie RWL

Impressum

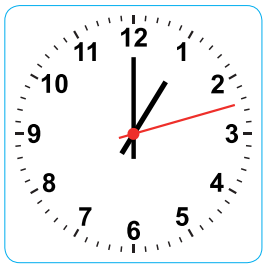
Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe e.V. Geschäftsbereich Presse- und Öffentlichkeitsarbeit

Redaktion Ulrich T. Christenn, Geschäftsstelle Düsseldorf, Lenaustr. 41, 40470 Düsseldorf, Telefon 0211 6398-255, u.christenn@diakonie-rwl.de

Sabine Portmann, Geschäftsstelle Münster, Friesenring 32/34, 48147 Münster, Telefon 0251 2709-790, s.portmann@diakonie-rwl.de

www.diakonie-rwl.de

Gestaltung luxgrafik, Münster, www.lux-grafik.de **Druck** k·druck+medien gmbh, Mönchengladbach



1 Uhr. Im Kölner Wohnungslosenhaus

Ingo Brandt: 15 Jahre Nachtpförtner im Diakoniehaus Salierring

Es ist ein Uhr in der Nacht. Ingo Brandt dreht seine dritte Runde durch die sieben Etagen des Diakoniehauses Salierring.

▪ Text/Foto: Martina Schönhals

Jetzt ist es ruhig in dem Haus, in dem Wohnungslose mitten in Köln vielfältige Hilfe finden: Im Keller befinden sich Kleiderkammer, Duschen und Waschküche, im Erdgeschoss ein Tagestreff, in den oberen Etagen die Büros der Fachberatung und Verwaltung und rund 20 Appartements für Betreutes Wohnen. Unter dem Dach gibt es eine Krankenwohnung für bis zu sechs Menschen, die eine schwere Krankheit nicht auf der Straße auskurieren können.

Die rotgestrichenen Holzstufen knarren unter Ingo Brandts Schritten. Quietschend hält draußen eine Straßenbahn. Ein paar Autos rauschen vorbei. Hinter einer Appartementtür sind Schüsse zu hören. Der Bewohner guckt einen Krimi. Nebenan hört einer Musik. „In einer Nacht vor ein paar Jahren“, erinnert sich Brandt „feierten die einen auf der einen Seite des Flurs eine rauschende Party, während gegenüber einer auf seinem Bett lag und unter Entzugserscheinungen litt, weil er keinen Tropfen mehr anrühren wollte.“

„Die meisten Nächte verlaufen eher ruhig“

Alkohol und Drogen sind häufig im Spiel, wenn Ingo Brandt als Nachtpförtner doch mal eingreifen oder Hilfe holen muss. Vor ein paar Stunden noch gab es Randale: Der Ex-Freund einer Bewohnerin wollte die Tür eintreten. Ingo Brandt hatte da gerade erst seinen Dienst begonnen. Eine Sozialarbeiterin rief die Polizei, die den Störenfried mitnahm. Jetzt ist Brandt alleiniger Ansprechpartner im Haus. „Mädchen für alles“ nennt er sich selbst augenzwinkernd. Wenn es Probleme gibt, kann er einen Sozialarbeiter mit Rufbereitschaft anrufen. Wenn es zu Handgreiflichkeiten kommt, ruft er auch schon mal direkt die Polizei. Angst hat er aber keine. Bis auf ein paar Kratzer habe er in 15 Jahren Nachtdienst noch nichts abbekommen: „Die meisten Nächte verlaufen eher ruhig und die meisten Bewohner sind auch nett und friedlich, da haben Außenstehende auch oft falsche Vorstellungen.“

Der Arbeitsplatz des Nachtpförtners steht im Tagestreff

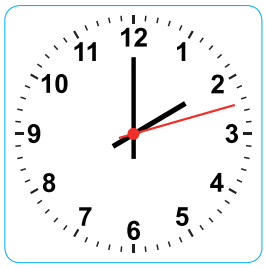
Seit der Eröffnung des Diakoniehauses Salierring jobbt Ingo Brandt hier ein- bis zweimal pro Woche als Nachtpförtner. Tagsüber arbeitet er in einem Callcenter. Die Nachtdienste teilt er sich mit elf anderen Kollegen. Einmal im Monat treffen sie sich mit dem Leiter des Hauses, besprechen wesentliche Vorkommnisse und teilen die Einsätze unter sich auf. Eine Nachtschicht beginnt um sieben Uhr abends und endet um sieben Uhr morgens. Alle zwei Stunden wird eine Runde durchs Haus gedreht, sechs Stockwerke treppauf und treppab. Wenn in der Krankenwohnung schwerkranke Patienten liegen, sieht der Nachtpförtner stündlich nach ihnen; einmal unter´s Dach, gucken, ob alle gut ver-

Ingo Brandt sieht seine Arbeit als Nachtpförtner recht entspannt: „Die meisten Nächte verlaufen eher ruhig und die meisten Bewohner sind auch nett und friedlich, da haben Außenstehende auch oft falsche Vorstellungen."

sorgt und ruhig sind, und dann wieder zurück ins Erdgeschoss. Hier im Tagestreff steht der Arbeitsplatz des Nachtpförtners: ein Stuhl mit Polster und ein bis zwei Tische. Auf dem Tisch steht heute Nacht Ingo Brandts Laptop, daneben liegen zwei dicke Romane. „Wenn die Nacht ruhig verläuft, kann ich auch mal fernsehen oder lesen", sagt Brandt, der neben Germanistik auch Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften, Slawistik und Biologie studiert hat. Auch wenn er schmökert, hat er immer die Tür zum Treppenhaus im Blick und beobachtet, wer nachts ins Haus kommt. „Nicht, dass ein Bewohner fünf Leute mitbringt und in seinem Appartement Party macht." Das soll Brandt dann unterbinden. „Aber ich streite mich nicht, wenn ich weiß, man kommt auf keinen gemeinsamen Punkt." Dann zieht er sich eher wieder zurück und holt Hilfe, wenn es nötig sein sollte.

„Das sind erwachsene Menschen, die ihr eigenes Leben führen"

Dort, wo der Nachtpförtner sitzt, im Tagestreff, herrscht vormittags Hochbetrieb: Bis zu 70 Frauen und Männer kommen dann zum Frühstück, für das sie einen Euro bezahlen. Sozialarbeiter stehen als Ansprechpartner zur Verfügung und bieten professionelle Hilfe an. Um ein Uhr nachts kommt höchstens mal ein Bewohner aus einem der Appartements und fragt nach Milch oder Zucker und wechselt ein paar Worte mit dem Nachtpförtner. „Gerade Obdachlose entwickeln sich ja durch die lange Zeit auf der Straße auch oft zu komischen Käuzen", sagt Brandt. Aber er will keinesfalls über sie richten. „Das sind erwachsene Menschen, die ihr eigenes Leben führen." Einige, die er im Laufe der Jahre kennengelernt hat, sind mittlerweile verstorben. Darunter auch solche, an die er öfter mal zurückdenken muss. So zum Beispiel an einen, der wusste, dass er wegen einer Krankheit nur noch wenige Jahre zu leben hatte. Im Winter trampte er nach Spanien. Brandt ist heute noch beeindruckt, „dass einer so eine bewusste Entscheidung getroffen hat, sich sein Leben unter diesen Umständen noch so schön wie möglich zu machen."



2 Uhr. Notfallseelsorge im Einsatz

Der Anruf kam gegen 2.00 Uhr nachts. Später schaue ich die genaue Zeit für's Protokoll im Handy nach: 2.03 Uhr. Für gewöhnlich liege ich um diese Zeit im tiefsten Schlaf, und die meisten anderen Menschen wohl auch. Darum habe ich im Bereitschaftshandy einen sehr schrillen, lauten Rufton eingestellt, bei dem man augenblicklich senkrecht im Bett sitzt.

▪ Text: Hartmut Hermjakob

„Notfallseelsorge, Hermjakob." „Hier ist die Feuerwehrleitstelle, N. ist mein Name. Wir bräuchten einmal Ihre Hilfe." Ich bin schon im Dunkeln am Küchentisch angekommen, auf dem mein Schreibblock und der Kuli bereitliegen; das ist wichtig, daran abends zu denken. Und Hemd, Hose, Strümpfe liegen auch bereit, damit es nicht unnötig lange dauert. „Ja, einen ganz kleinen Moment bitte, ich mache mal Licht – so, jetzt kann ich schreiben."

Der Disponent der Leitstelle gibt mir ein paar Informationen durch: Ort, Straße, Hausnummer. Ich notiere. „Und was ist passiert?", frage ich. „Ein Mann Mitte 50 ist von seinen Eltern leblos in seiner Wohnung gefunden worden. Die Eltern sind Anfang 80 und brauchen Begleitung. Der Notarzt ist schon wieder weg, Reanimation war nicht mehr möglich, die Rettungskräfte sind noch vor Ort, Polizei ist auch vor Ort."

„O.k.", sage ich, „ich fahre hin und brauche so etwa 25 Minuten." Der Kirchenkreis ist groß; tagsüber, wenn viel Verkehr ist, brauche ich eher doppelt so lange. „Danke, gebe ich so weiter. Auf Wiederhören", höre ich den Disponenten noch sagen und steige schon in meine Hosenbeine. Schuhe an, lila Weste hängt im Auto, das Futter ist drin, es ist kalt draußen. Die violetten Westen der Notfallseelsorge sind warm und haben große Reflektionsflächen, und auf dem Rücken steht in großen Buchstaben „NOTFALLSEELSORGE".

Wir von der Notfallseelsorge fahren „ohne Sonderrechte", das heißt wir fahren mit privatem PKW, haben kein Blaulicht und kein Martinshorn, wir müssen uns an alle Verkehrsvorschriften halten und sollen doch möglichst schnell am Einsatzort sein, weil ja die anderen Einsatzkräfte schnell wieder frei sein müssen. Bevor ich den Motor anlasse, halte ich einen Augenblick still, atme aus, spreche in Gedanken ein kurzes Gebet, etwa: ‚Herr, geh du mit, was auch immer kommt, lass niemanden allein in seiner Not.' Genau das ist unser Auftrag: Menschen in einer plötzlichen schlimmen Not nicht allein lassen.

Das Navi führt mich zum Glück gut bis vor das Haus; ein Streifenwagen und ein Rettungswagen zeigen mir an, dass ich richtig bin; ich stelle das Auto so ab, dass es niemanden stören kann, aber auf Parkverbot achte ich jetzt nicht, dafür lege ich ein Schild hinter die Windschutzscheibe: „Notfallseelsorge im Einsatz". Ob es im Zweifelsfall nutzt, weiß ich nicht. Einer der Rettungsassistenten erzählt mir im Flur kurz, was sich zugetragen hat, dann gehe ich in die Wohnung.

Die Eltern des Verstorbenen sind außer sich vor Trauer, Entsetzen, Verzweiflung. Sie sind schockiert. Und immer wieder die Frage: „Warum?" „Gestern war doch noch alles in Ordnung." Allmählich fangen sie an, von ihrem Sohn zu erzählen. Ganz durcheinander, aber es tut ihnen gut, sich etwas von der Seele reden zu können. Von seinen Krankheiten zum Beispiel und dass er irgendwie ein Guter war und deshalb immer viel einstecken musste. Die Mutter fängt plötzlich an, Gläser abzuwaschen, die auf der Spüle stehen. Eigentlich nicht dran, denke ich, aber sie tut halt etwas „Normales" in völlig unnormaler Situation, und das gibt ein wenig Halt. Nach einer Weile werden beide Eltern ruhiger, wir sitzen gemeinsam am Küchentisch. In einem

Foto: Rheinische Notfallseelsorge

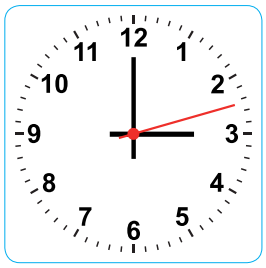
ruhigen Moment frage ich, ob sie jemanden anrufen möchten. Und dann stellen sie eine Liste derer auf, die zu benachrichtigen sind. Eine Nachbarin klingelt, man ist vertraut miteinander, das ist gut. Sie nehmen sich gegenseitig in die Arme, schweigend. Gut, dass jemand Vertrautes da ist.

Als Gemeindepfarrer kann ich den Eltern noch einige hilfreiche Informationen geben, zum Beispiel was die Beerdigung betrifft und wie es jetzt weiter ablaufen wird. Bei „unbekannter Todesursache“ muss in jedem Fall die Kripo kommen und prüfen, ob es Anzeichen für eine „Fremdeinwirkung“ gibt. Das ist meistens unangenehm für die Angehörigen, aber unumgänglich, schließlich dient es unserem eigenen Schutz. „Man fühlt sich ja wie ein Verbrecher“, kann es dann schon mal heißen. Und dann kann ich dieses Gefühl durch ruhiges Erklären, warum das nötig ist, lindern.

Nach etwa zweieinhalb Stunden sind die Eltern einigermaßen gefasst. Die Kripo war da, jetzt wartet man auf den Bestatter. Ich habe den Eltern angeboten, eine Aussegnung zu machen. Sie sind nicht sehr kirchlich orientiert, aber das wollten sie doch gern. Die Kripobeamten haben zugestimmt. Ich bitte den Bestatter, den Verstorbenen in sein Bett zu legen, die Hände zu falten, eine Kerze anzuzünden und ein Kreuz hinzulegen, das ich dabei habe. Die Eltern weinen beim Anblick des Sohnes, aber das ist nötig, und nach einer Weile können sie den Anblick aushalten. Ich bin dicht bei ihnen, wir sprechen einen Psalm, ein freies Gebet und dann beten wir gemeinsam „Vater unser im Himmel“. Ich spreche die Aussegnungsworte, mache das Kreuzzeichen und lege dem Verstorbenen die Hand auf. Nach einer Weile gehe ich still aus dem Zimmer. Die Eltern bleiben noch und ich denke: ‚Ja, das ist gut; jetzt nehmen sie Abschied, ganz allmählich.‘

Als wir wieder in der Küche versammelt sind, scheinen sie sehr gefasst und ruhig. Wir treffen noch kleine Vereinbarungen, ich sage, dass ich den Gemeindepfarrer morgens informieren werde, und dann verabschiede ich mich.

Im Auto rufe ich um 4.58 Uhr wieder bei der Feuerwehrleitstelle an und melde den Einsatz als beendet. Dann weiß die Leitstelle, dass ich jetzt wieder für einen neuen Einsatz frei bin – aber der soll ruhig noch etwas warten, hoffe ich, und fahre nach Hause.



3 Uhr. Den letzten Weg mitgehen

Nächtliche Sterbebegleitung durch eine Hospizhelferin

Der Kontakt zu Frau Homann* kam über die behandelnde Ärztin zustande. Sie war vor langer Zeit an Darmkrebs erkrankt und hatte nun Metastasen in fast allen Organen. Im Krankenhaus konnte man nichts mehr für sie tun.

▪ Text: Birgit Greger

* Name geändert

Dank der sehr guten palliativ-medizinischen Betreuung durch die Ärztin war es Frau Homann möglich, zu Hause sterben zu dürfen. Die letzte Lebenszeit verbrachte sie somit in ihrer vertrauten Umgebung: in ihrer Wohnung, ihrem Schlafzimmer – von ihren Möbeln umgeben, mit den bekannten Geräuschen von Kinderlachen und -spielen im Hof und dem Vogelgezwitscher aus den Bäumen und Büschen. Ihre Schwester übernahm die Pflege.

Bei meinem ersten Besuch bat mich die Schwester ins Wohnzimmer mit den Worten, dass sie mich aus der Kirche kenne und froh sei, ein vertrautes Gesicht zu sehen. Wir unterhielten uns über die Gemeinde, den Kirchenchor und die Frauengemeinschaft in der beide Schwestern seit vielen Jahren Mitglieder sind.

Vor den langen Nächten hatte die Schwester von Frau Homann die meiste Angst: wenn die Patientin schlecht Luft bekam und der Atem laut und schwer wurde, wollte sie nicht allein sein. An einem Samstagabend rief sie mich um 23.15 Uhr an und bat mich, zu kommen. Die Patientin war bleich und still und für mich war es ungewiss, ob und wie viel sie noch hört oder versteht. Dass ihr nicht mehr viel Zeit bleiben würde, war offensichtlich.

Nach einer leisen Begrüßung nahm ich die knochigen kalten Hände und hielt sie nur leicht. Manchmal zeigten sich winzige Schmunzelfalten um die Mundwinkel, aus denen ich dann ein Wohlbefinden ablesen konnte und wollte. Der Atem blieb laut, unregelmäßig und mit dem nervigen Rasseln. Trotzdem hatte ich den Eindruck, dass sie ganz klar war. Zunächst saß ich schweigend neben dem Bett. Irgendwann bemerkte ich die unruhigen Beine der Patientin und fragte sie, ob ich ihre Füße noch einmal anheben dürfe, das mochte sie in der Vergangenheit so gerne. Ein winziges Kopfnicken signalisierte mir die Erlaubnis. Leise stand ich auf, ging zum Fußende des Bettes und hob beide Fersen etwa 3 bis 5 cm mit meinen Handflächen an. Das entspannte Stöhnen bestätigte mir den Wohlfühleffekt; oder war es das Gefühl des Getragenwerdens? Egal!

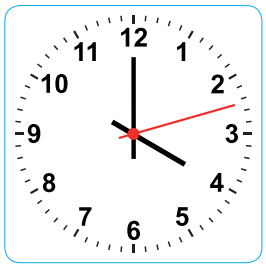
Als die Schwester von Frau Homann später das Schlafzimmer betrat und um ein Gebet bat, reichte sie mir gleichzeitig ein Gebetbuch. Wir sprachen ein vertrautes Gebet und anschließend fasste ich mir ein Herz und sprach freie Gebetsworte, die mir durch den Kopf gingen und die mir passend für die beiden Schwestern, insbesondere aber für die Patientin, erschienen. In dem Wissen, dass sie eine sehr gläubige und fromme Frau war, beruhigten mich die Gebete selber zusätzlich.

Als der Morgen dämmerte, fragte mich die Schwester, ob sie sich noch kurz hinlegen und ob ich vielleicht noch so lange bleiben könne. Ich bejahte. Die Patientin atmete immer noch sehr laut und schwer. Ich feuchtete ihre Mundhöhle und Lippen, erfrischte ihr Gesicht und dann ihre Hände, die sie mir hinhielt. Beim Blick aus dem Fenster nahm ich das erste Morgenrot wahr und sprach so vor mich hin: „Da beginnt der neue Tag, es kommt schon das erste Licht.“ Wenige Sekunden später erschrak ich über das laute Geräusch des letzten Ausatmens. Mit ganz entspanntem Gesicht hatte Frau Homann sich dem Licht zugewandt und war für immer in eine andere Welt gegangen.

„Wir sprachen ein vertrautes Gebet und anschließend fasste ich mir ein Herz und sprach freie Gebetsworte, die mir durch den Kopf gingen und die mir passend für die beiden Schwestern, insbesondere aber für die Patientin, erschienen.“

Ich weckte die Schwester, die leise weinte und gleichzeitig aber immer wieder auch zum Ausdruck brachte, wie dankbar sie sei, dass nun für alle Beteiligten endlich der Kampf und die Anspannung vorbei seien. Dass ihre Schwester nun in einer besseren Welt angekommen sei und dort, gemeinsam mit den verstorbenen Eltern und Geschwistern auf sie warte, war für diese Frau ganz eindeutig.

Etwa eine Stunde später rief ich die behandelnde Ärztin an, die vor ihrem Praxisbeginn den Besuch machte und den Totenschein ausstellte. Der Bestatter wurde anschließend informiert und für den Abend des neuen Tages bestellt. So hatten alle Familienmitglieder ausreichend Zeit, sich von der Verstorbenen in Ruhe zu verabschieden und den Tod zu begreifen.



4 Uhr. Geburt im Krankenhaus

„Wir hatten uns vorbereitet. Ein ganzes Wochenende hatten mein Mann und ich alles über die natürliche Geburt kennengelernt. Und auch schon geübt, soweit das vorher möglich ist – besonders das Atmen. Eine natürliche Geburt sollte es unbedingt sein.

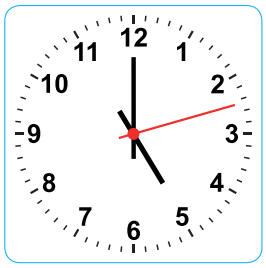
▪ Text: Ina Katharina Krause

Aber es tat sich nichts. Keine Wehen, gar nichts. Schließlich wurde die Geburt mit Tabletten eingeleitet. Es tat sich immer noch nichts. Wir haben alles versucht, was der moderne Kreißsaal für die natürliche Geburt zu bieten hat – von Entspannungsbad bis Geburtshocker.

Ein Kaiserschnitt. Es war die Rettung für uns alle

Wie sollte das weitergehen? Das Kind konnte ja nicht im Bauch bleiben. Auf einmal wurden dann die Herztöne meines Sohnes schlechter. Die Ärzte wurden hektisch. Ein Kaiserschnitt. Es war die Rettung für uns alle. Beim Kaiserschnitt sind heute Mutter und Vater dabei, hinter einer grünen Wand. Sie haben ihn dann zu uns rübergereicht. Es war der Wahnsinn. Er war da. Er war schon etwas grün, denn das Fruchtwasser war grün geworden von dem ganzen Stress. Aber alles war gut. Mein zweiter Sohn, der zwei Jahre später zur Welt kam, ist übrigens auf natürlichem Wege geboren worden. Wir konnten es selbst nicht glauben. Die Geburt war genauso schön wie die erste. Danke an die Hebammen und Ärzte, die uns dabei begleitet haben.“

Foto: Darius Ramazani



5 Uhr. Nachts in der Forensik

Was passiert nachts in einer Forensik? Eine Frage, die wohl die unglaublichsten Fantasien hervorruft. Die Antworten, die ich Ihnen aufgrund meiner Erfahrungen als Patient in einer Forensik geben kann, werden Ihren Vorstellungen eher nur im Entferntesten entsprechen.

▪ Text: C. Hilbrich

Aus Patientensicht betrachtet ist eine Nacht hier im Niederrhein Therapiezentrum Duisburg meist nur eine langweilige Nacht von vielen. Die Nächte beginnen an sieben Tagen die Woche um 21.30 Uhr, dann, wenn die Patienten, die unter nächtlichem Zimmereinschluss stehen, auf ihren Zimmern eingeschlossen werden, der Messerblock abgegeben wurde und die drei einzigen zu öffnenden Fenster im Raucherraum, der Küche und auf dem Flur verschlossen sind und das Pflegepersonal einen vorerst letzten Rundgang im Wohnbereich gedreht hat. Mit einem „Gute Nacht, Männer!“ verlässt das Personal den Wohnbereich und verschließt die Tür zum Foyer. Dies ist der Moment, in dem sich endlich der Therapietag zur Ruhe legt. Einige der Patienten lassen sich gemütlich im Raucherraum vor dem TV nieder. Gleich nebenan, in der Küche, bietet sich ein ähnliches Bild: Patienten schauen DVD, spielen Karten oder Schach. Am Herd bereiten sich andere eine warme Mahlzeit zu, die sie anschließend zusammen verputzen. Im Verlauf der Nacht werden noch mehr Patienten die Vorratsschränke plündern.

In diesen bunt zusammengewürfelten, ständig variierenden kleinen Grüppchen werden die verschiedensten Unterhaltungen geführt. Man erzählt sich Haft- und Konsumgeschichten, spricht über politische und aktuelle Themen, über Familie, Frau und Kinder, über klinikinterne Neuigkeiten, Rückführer, Lockerungen und das Personal. Nicht immer stimmen die Meinungen der Patienten in ihrer Vielfalt überein und so ist es bei all den verschiedenen und oft schwierigen Charakteren nicht allzu verwunderlich, dass aus friedlichen Gesprächen schon mal eine hitzige und auch verbal-aggressive Auseinandersetzung werden kann, die sich dann meist auch so schnell wieder abkühlt, wie sie zuvor begonnen hat. In der Regel versucht die Patientengruppe selbst zu schlichten, um ein Eingreifen durch Mitarbeiter, die mit Sicherheit die Alarmgruppe ausrufen, zu vermeiden.

Aus den Zimmern der Nachtverschluss-Kandidaten dringt teilweise noch leise Musik oder deren Stimmen. Auch andere sind bereits auf ihren Zimmern, wenn es gerade erst 22.30 Uhr ist. Ja, manchmal befindet sich der eine oder andere um diese Uhrzeit schon im Schlaf, liest noch ein paar Seiten, schreibt an seiner Selbstdarstellung oder liegt den Gedanken nachhängend auf seinem Bett und hört Musik. Ein großer Teil befindet sich sehr oft im Handymodus, spricht mit Frau, Freundin oder Familie. Sehr begehrt ist ebenfalls, sich mit dem Handy im Base-Chat zu amüsieren, wo sich immer eine weibliche Gesprächspartnerin finden lässt, mit der man(n) sich auf unterschiedlichste Weise die Zeit vertreiben kann.

Die Patientenbewegung auf den Fluren nimmt mit voranschreitender Uhrzeit zunehmend ab. Etwa gegen Mitternacht ist meist Ruhe auf der Station eingekehrt. Dies ist oft die Zeit, wo der Nachtdienst noch einmal den Wohnbereich betritt und nach dem Rechten schaut. In der Küche und im Raucherraum sitzen vielleicht noch vereinzelt Patienten, die nicht so recht schlafen wollen oder können. Doch irgendwann sind schließlich auch diese Patienten auf ihren Zimmern verschwunden.

Im weiteren Verlauf der Nacht treffen gelegentlich zwei oder drei Patienten aufeinander, die noch einmal das Verlangen nach einer Zigarette verspüren, oder eben nicht einschlafen können und darauf hoffen, einen eventuellen Gesprächspartner vorzufinden, oder aber auch darauf, niemanden mehr anzutreffen, um sich in aller Ruhe die „Sexy-Sport-Clips“ anschauen zu können.

Im Großen und Ganzen ist eine Forensik-Nacht im Niederrhein Therapiezentrum Duisburg doch letzten Endes langweilige Routine, die man als Außenstehender wohl eher nicht erwartet.

6 Uhr. Mit dem Rad zu mehr Arbeit

Die Radstation im Hauptbahnhof Essen

6 Uhr in der Radstation der NEUE ARBEIT der Diakonie am Essener Hauptbahnhof. Es hat mal wieder angefangen zu schneien. Hubert Keinhörster* stellt schon mal das Fahrrad des nächsten Kunden bereit, damit der immer eilige Herr Hibbe auch pünktlich zur Arbeit kommt.

▪ Text: Peter Gerold

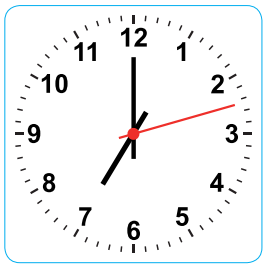
„Da ist es ja schon, welch ein Service!“ – Herr Hibbe ist begeistert. Würde man ihn fragen, warum er selbst im Schneesturm mit dem Fahrrad zur Arbeit fährt, würde er ungefähr so antworten: „Bei uns am Niederrhein hat das Fahrradfahren kein Wetter. Und wenn ich morgens aus dem Zug steige, freue ich mich schon auf die Bewegung an der frischen Luft. Schließlich sitze ich ja sonst schon den ganzen Tag im Büro.“

Die nächste Kundin hat ein anderes Problem. „Meine Gangschaltung hakt ab und an – können Sie da mal nachschauen?“ „Wird gemacht“, sagt Kerstin Kraftczik*. „Und falls es wegen fehlender Ersatzteile heute nicht mehr fertig wird, bekommen Sie eines unserer Verleihfahrräder. Für Kunden mit Jahresticket ist sowas auch mal drin.“ Seit drei Monaten ist Kerstin Kraftczik über ein Gemeinwohlarbeitsprojekt in der Radstation beschäftigt. Am Anfang war es für sie nicht leicht, nach langer Arbeitslosigkeit morgens um halb sechs anzufangen. Aber nach drei Monaten hat sie sich daran gewöhnt. Und zum Glück gibt es ja auch noch die Spätschicht. Dann ist allerdings auch erst um halb elf Feierabend – sehr zur Freude später Kunden.

Bereits seit 15 Jahren ist die Radstation am Essener Hauptbahnhof an sieben Tagen in der Woche geöffnet. Neben der Wartung der abgestellten Räder bietet sie auch den Verleih von Fahrrädern an. Insgesamt 245 Stellplätze stehen zur Verfügung, rund 150 von ihnen sind über Monats- und Jahrestickets zumeist an Pendler vermietet. Und die von der Stadt Essen, der Deutschen Bahn und dem RWE unterstützte Radstation ist nicht nur ein wichtiger verkehrspolitischer Mosaikstein im Hauptbahnhof. „Als Praxisfeld für unterschiedliche Beschäftigungs- und Qualifizierungsprojekte trägt die Radstation gezielt zur Reintegration langzeitarbeitsloser Menschen bei. Das ist uns wenigstens ebenso wichtig, wie die Förderung der Zweiradmobilität“, so Fachbereichsleiter Uwe Conrad von der NEUE ARBEIT der Diakonie Essen.

* Name geändert

Weitere Informationen: www.neue-arbeit-essen.de



7 Uhr. Die KiTa Arche Noah öffnet ihre Pforten

Schnell, die Jacke noch – und das Kuscheltier, hat irgendwer das Kuscheltier gesehen? Hektisch sucht Alina den geliebten Stoffhasen, die drängende Stimme ihrer Mutter im Ohr: „Wir müssen los – zum Kindergarten!“

▪ Text: Maike Roeber

Um kurz nach 7 Uhr sind die ersten Erzieherinnen in der KiTa Arche Noah in Konz, offiziell geöffnet ist ab 7.30 Uhr. Manchmal aber kommen Eltern und ihre Kinder schon früher – wenn ein besonderer Termin ansteht, auf der Arbeit oder beim Arzt. „Es kann vorkommen, dass Eltern früher kommen, dann öffnen wir natürlich auch die Tür“, erklärt Anne-Rose Möller, die stellvertretende Leiterin der evangelischen Kindertagesstätte. Die meisten Kinder kämen allerdings zwischen Viertel vor und Viertel nach acht. „Früher, das sind vor allem Kinder, deren Eltern pünktlich um 8 Uhr arbeiten müssen“. Die offizielle Bringzeit in der KiTa endet um 9 Uhr – aber auch danach bleibt kein Kind vor der Tür. „Man muss nur darauf achten, dass nicht zu viel Unruhe entsteht“, erläutert die Erzieherin.

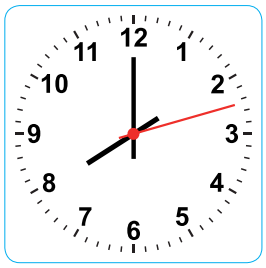
Der Kindergarten ist für die Kinder so etwas wie eine verlässliche Insel im anstrengenden Alltag – und manchmal auch für die Eltern.

Denn ab 9 Uhr gibt es verschiedene Kleingruppenangebote, wie zum Beispiel das Kindercafé im KiTa-Flur. „Aus diesem Grund ist es dann natürlich auch nötig, dass die Tür geschlossen bleibt“, betont Möller, „damit die Kinder einen behüteten Raum haben“. Reingelassen wird trotzdem jeder – diese Flexibilität hat aber auch ihren Preis: „Unsere Kleingruppenangebote beginnen ab 9 Uhr, da muss man als Eltern abwägen, was man verpasst, wenn man später kommt.“ Wer seine Kinder immer später am Tag bringe, riskiere auch, dass weniger Zeit für den Kontakt zu anderen Kindern bleibt: „Da fehlen dann Freundschaften“, unterstreicht Möller. Für die Erzieherinnen und den Ablauf in der KiTa sei das alles machbar, aber „für die Kinder ist das schwierig.“

Aber auch das Abholen ist mitunter mit Stress verbunden: „Eltern, die beim Abholen im Stau stehen, das kommt vor, hier in der Region sogar sehr regelmäßig. Das ist aber kein Problem, wir warten, bis auch das letzte Kind abgeholt ist.“ Die Eltern würden sich in der Regel melden und anrufen, wenn sie aufgehalten würden. „Sonst gibt es aber einen Notfallplan – wir haben immer mindestens drei Telefonnummern von den Familien und telefonieren natürlich rum. Im Stau zu stehen ist hier keine Kunst“, meint die erfahrene Erzieherin, das hänge auch mit der Lage der kleinen Stadt Konz an Saar und Mosel zusammen. Nicht wenige Eltern arbeiten in Luxemburg oder im rund zwölf Kilometer entfernten Trier – da ist Stau oft vorprogrammiert.

Dass der Kindergarten dann nicht nur für die Kinder so etwas wie eine verlässliche Insel im anstrengenden Alltag sein kann, wird immer wieder deutlich: „Wir haben auch mal eine Mutter gehabt, die auf dem Sofa eingeschlafen ist“, lacht Möller. „Die haben wir mit unserem Anruf dann geweckt.“ Aber auch beim Abholen sei nach Möglichkeit besonders an die Kinder zu denken: „Kein Kind wird gerne als letztes abgeholt“, erklärt Möller, dafür gebe es ein starkes Bewusstsein schon bei den Kleinsten. Die Kindergartenbetreuungszeiten sind ein wichtiges Thema für die Familien: „Wenn wir so aufhaben wie jetzt und eine Mutter arbeitet Vollzeit in Luxemburg, kommt es nicht hin, da braucht es dann noch eine Betreuung nach der KiTa“, weiß Möller. Sicher gäbe es Kindergärten, die schon sehr viel früher ihre Pforten öffnen: „6 Uhr morgens ist aber schon sehr früh, da braucht es auch noch Ruhemöglichkeiten für die Kinder.“ Morgens aus dem Schlaf gerissen zu werden und abends direkt ins Bett zu müssen, das sei für die Kinder sehr anstrengend.

Aber daran etwas zu ändern, sei schwierig: „Eigentlich müssten sich die Arbeitszeiten nach den Kindern richten, oder die Arbeitgeber flexibler sein“, weiß Möller. Die Arbeitszeit der Erzieherinnen in der Kita Arche Noah geht mindestens bis 16.30 Uhr – dann, wenn die KiTa offiziell schließt. Danach wird aufgeräumt – oder im Team besprochen, was anliegt. Manchmal wird so, trotz Schichtdiensten, ein langer Tag daraus. Für Anne-Rose Möller und ihre Kolleginnen kein Problem: „Wir kommen gut damit klar“, betont Möller und strahlt.



8 Uhr. Gezielte Förderung

Im Arbeitsmarktprojekt „Startbahn 25“ im Landkreis Saarlouis werden Jugendliche unter 25 Jahren ganzheitlich betreut

Text: Helmut Paulus

8 Uhr. Morgenrunde im Arbeitsmarktprojekt „Startbahn 25“ in Saarlouis. In diesem Kreis saß bis im Sommer 2014 auch Davin Dittrich. Der 23-Jährige hatte bedingt durch psychische Probleme seine Ausbildung als Erzieher abgebrochen und nach einigen Maßnahmen der Arbeitsverwaltung dann „ein Jahr gar nichts gemacht. Mein Tagesrhythmus war total im Eimer. Ich habe oft bis nachmittags geschlafen“, erzählt Dittrich. Bis er dann im September 2013 zur „Startbahn 25“ kam.

Regina Steinbach mit Christoph Seiwert beim Bewerbungstraining.

In der Einrichtung, die gemeinsam vom Jobcenter, dem Diakonischen Werk an der Saar (DWSAAR) und der Katholischen Erwachsenenbildung Dillingen (KEB) getragen wird, werden junge Arbeitslose unter 25 Jahren ganzheitlich betreut. Ziel ist, sie in eine Ausbildung oder in den Arbeitsmarkt zu integrieren. Dabei finden sie alle Helfer unter einem Dach: die Fallmanagerinnen und -manager des Jobcenters, den persönlichen Coach sowie Trainer, Anleiter und Psychologen. Früher fanden sich die Jugendlichen im unüberschaubaren Dickicht der Hilfsangebote nicht zurecht.

Seit der Eröffnung am 1. September 2013 wurden in der „Startbahn 25“ 388 jugendliche Arbeitslose betreut. Viele von ihnen sind lange arbeitslos. In einem ersten Schritt wird in umfangreichen Tests festgestellt, wo die Stärken, die Schwächen und Interessen der jungen Menschen liegen. Dann bekommt jeder seinen persönlichen Coach zugewiesen und es wird entschieden: Genügt eine intensive Beratung mit Bewerbungstraining und anderen Modulen aus dem Angebot oder ist ein berufsvorbereitendes Training in einer Tagesstruktur notwendig? Dazu hält die „Startbahn 25“ Werkstätten in den Bereichen Kreativ, Holz, Metall, Farbe und Hauswirtschaft vor sowie Förderkurse, in denen schulische Lücken geschlossen werden. Die Teilnehmenden im Bereich Hauswirtschaft bereiten täglich ein gesundes Frühstück und Mittagessen zu. Es werden Praktika in Betriebe vermittelt. Es gibt Sprachförderung, psychologische Beratung und sogar einen aufsuchenden Dienst.

Die „Startbahn 25“ hält Werkstätten in den Bereichen Kreativ, Holz, Metall, Farbe und Hauswirtschaft vor sowie Förderkurse, in denen schulische Lücken geschlossen werden.

Davin Dittrich entschied sich für ein berufsvorbereitendes Training in der Kreativwerkstatt. Doch auch der Start bei der „Startbahn 25“ war erst einmal holprig. Er fehlte oft, schaffte es morgens nicht aus dem Bett. Die Folge: das Jobcenter reduzierte die Leistungen auf die Miete und Lebensmittelgutscheine. „Das war dann doch zu demütigend“, erzählt er. Als er anfing, die Hilfen anzunehmen, ging es bergauf. Regelmäßig arbeitete er nach der Morgenrunde ab 9 Uhr in der Kreativwerkstatt, er hatte psychologische Unterstützung und fing an, Bewerbungen für Praktika zu schreiben. Jetzt besucht Dittrich die Fachoberschule für Soziales und Gesundheit, um das Abitur nachzuholen. Das dazugehörige Praktikum macht er bei der „Streetwork“ des DWSAAR in Saarlouis. Sein Ziel: Er will einmal soziale Arbeit studieren und „ist optimistisch, dass das jetzt auch klappt.“

Regina Steinbach ist bei der „Startbahn 25“ eine sogenannte Beratungskundin. Obwohl sie erst im Dezember 2013 aus Polen ins Saarland kam, spricht sie fließend Deutsch. Und sie besitzt die deutsche Staatsangehörigkeit, da ihre Großeltern aus Deutschland stammen. Steinbach hat Abitur und eine Ausbildung als Bürokauffrau absolviert – beides mit Note 1,9. Doch die Arbeitssuche gestaltete sich als schwierig, so dass die 21-Jährige Unterstützung nötig hatte. In der „Startbahn“ absolvierte sie unter anderem ein Bewerbungstraining. Inzwischen hat sie

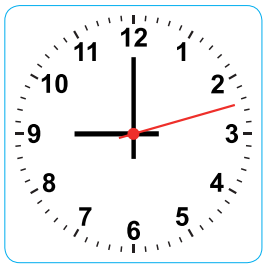
Davin Dittrich arbeitete in der Kreativwerkstatt.

Fotos: DWSAAR/PAULUS

über 40 Bewerbungen geschrieben, bisher leider erfolglos. Doch dank der „Startbahn 25“ habe sie den Mut noch nicht verloren. „Die Mitarbeitenden geben mir Hoffnung, dass es irgendwann klappt“, erzählt sie.

Rund 46 Prozent der Jugendlichen im Projekt konnten im ersten Jahr in eine Ausbildung, eine sozialversicherungspflichtige Beschäftigung oder eine weiterführende Maßnahme vermittelt werden. „Startbahn 25 zeigt, dass auch benachteiligte und arbeitsmarktferne Jugendliche in den Arbeitsmarkt nachhaltig integriert werden können, wenn sie gezielt gefördert und dabei ihre individuellen Bedürfnisse berücksichtigt werden“, sagt Diakoniepfarrer Udo Blank.

Finanziert wird die „Startbahn 25“ aus Mitteln des Jobcenters im Landkreis Saarlouis, des Europäischen Sozialfonds und aus kirchlichen Mitteln.



9 Uhr. Wenn beim Landesverband die Kernzeit beginnt…

Als mein Sohn ungefähr acht oder neun Jahre alt war, sagte er einmal zu mir: „So wie du möchte ich auch einmal arbeiten – den ganzen Tag Kaffee trinken und mit schönen Frauen quatschen.“ Bis heute trinke ich viel Kaffee bei der Arbeit und dass bei Diakonie und Kirche viele Frauen arbeiten, finde ich auch nicht unangenehm.

▪ Text: Reinhard van Spankeren

Kaffee trinken und Quatschen sind aber nicht die hauptsächlichen Arbeitstätigkeiten, weder beim Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche von Westfalen, bei dem ich 1987 angefangen habe, noch bei der heutigen Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe, bei der seit 2008 etwa 250 Beschäftigte an den Standorten Münster, Düsseldorf und Köln arbeiten. Aber was arbeiten all die hauptamtlich diakonisch Beschäftigten beim Landesverband eigentlich?

In der Grundschule müssen Schüler ja irgendwann erzählen, was ihre Eltern machen und da haben es die Kinder von Bäckern oder Verkäuferinnen nicht so schwer zu erklären, womit ihre Eltern ihr Geld verdienen. Auch die Kinder von Krankenschwestern in Evangelischen Krankenhäusern können Lehrern und Mitschülern anschaulich klarmachen, was sie tun, aber ich hatte immer große Probleme, meinen Kindern grundschulverständlich zu vermitteln, was ich den ganzen Arbeitstag über so mache.

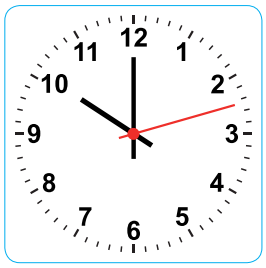
Wir arbeiten hier im Büro, sind aber keine Behörde und die Referentinnen und Referenten sind in ihren Büros auch selten anzutreffen, weil sie oft auf Dienstreise sind. Dann arbeitet man etwa in sozialpolitischen Gremien mit und ist doch kein echter Sozialpolitiker. Diakonie hat auch immer mit Geld zu tun, aber wir sind keine Bank. Wir machen Fachtagungen, sind aber kein Bildungswerk. Wir telefonieren viel, sind aber kein Callcenter. Wir veröffentlichen Broschüren und andere Texte, sind aber kein Verlag und keine Zeitung. Beim Landesverband arbeiten Betriebswirte und Juristinnen, Sozialarbeiter und Pädagoginnen, vor allem arbeiten hier Sachbearbeiterinnen und Verwaltungsmitarbeiterinnen – meist in Teilzeit – und ich mache zum Beispiel Öffentlichkeitsarbeit.

Die pflegerische und soziale Arbeit der Evangelischen Kirche heißt Diakonie. Aber bei Diakonie denken die Menschen zuerst und zu Recht vor allem an praktische Hilfe, so wie sie in Beratungsstellen oder evangelischen Kindergärten, in Diakoniestationen oder mit Tafeln geleistet wird. Vom Landesverband Diakonie Rheinland-Westfalen-Lippe aus wird all diese praktische Arbeit fachlich unterstützt, beraten und begleitet und zu Teilen auch finanziert. Das ist das, was wir den ganzen Arbeitstag so machen.

Um 9 Uhr sollen alle da sein. Dann beginnt die verpflichtende Kernarbeitszeit. Wir haben keinen Schichtdienst und eine sehr liberale Arbeitszeitregelung mit vielen individuellen Arbeitszeitmodellen. Früher galt auch noch: Man kann um 7 Uhr beginnen und um 19 Uhr spätestens ist Feierabend. Im Zeitalter des Laptops lösen sich diese festen Grenzen aber allmählich auf. Die Arbeitswelt wandelt sich massiv – auch bei uns.

Mein Sohn ist übrigens kein Kollege geworden. Er ist Hochschullehrer und Lehrer. In einem ordentlichen Lehrerkollegium, so denke ich aber, wird auch kräftig Kaffee getrunken und gequatscht.

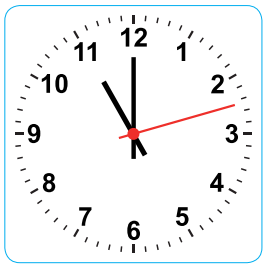
Foto: epd



10 Uhr. Am offenen Herzen im Herzen eines Krankenhauses

Das Herz eines Krankenhauses sind die Operationssäle. Die Belegung zu planen ist eine Wissenschaft für sich, ohne moderne Computersoftware geht da nichts mehr. Wie lange ist die Wechselzeit zwischen zwei Eingriffen? Welche Rüstzeit benötigen die Operateure? Welche Personen sind alle am Eingriff beteiligt? Dabei gilt es alles um die Kernoperation herum – die sogenannte Schnitt-Naht-Zeit – optimal zu planen, um den OP effizient zu nutzen und die Auslastung zu steigern. Für ein Krankenhaus ist das eine ökonomische Notwendigkeit, denn ein OP verursacht pro Stunde bis zu 800 Euro an Kosten. Mit einem guten Zeit-Management können somit Kosten gespart werden, wie hier im OP des evangelischen Gilead-Krankenhauses in Bielefeld.

▪ Text: Ulrich T. Christenn



11 Uhr. Gottesdienst im Altenpflegeheim

Foto: Annette Schubert

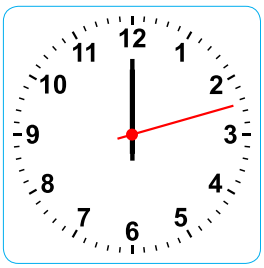
25 Bewohnerinnen und Bewohner, einige Angehörige, Mitarbeiter des Besuchsdienstes und der Pfarrer im Talar versammeln sich im Café, das liebevoll hergerichtet wurde mit Altar, Kreuz, Kerzen und Blumen.

▪ Text: Dietrich Buettner

Die meisten werden im Rollstuhl von Pflegekräften hereingebracht, einige von ihren Angehörigen oder von dem Besuchsdienst. Am Klavier sitzt eine hochbetagte Bewohnerin, um die Lieder zu begleiten.

Das Vorspiel beginnt und mit einem bekannten Lied, das die meisten mitsingen können, wird der Gottesdienst eingeleitet. Nach einer lebendigen halben Stunde, in der auch gelacht und gesprochen werden kann, endet dieser Gottesdienst. Es nehmen auch viele demenziell erkrankte Menschen teil. An etwas Unruhe im Gottesdienst hat man sich gewöhnt. Vor allem wird Rücksicht aufeinander genommen, indem Kommentare und Beiträge gewürdigt werden.

Diese regelmäßigen Gottesdienste haben eine wichtige Funktion im Alltag einer Pflegeeinrichtung. Sie schaffen einen Raum für Freude und Anbetung und erzeugen immer wieder Gemeinschaft über Konfessionsgrenzen hinweg. So kommt Kirche zu den Menschen.



12 Uhr. Mittags im Tagespflegehaus

Das Tagespflegehaus des Diakonischen Werkes im Kirchenkreis Aachen ist eine solitäre Einrichtung, die in Aachen-Burtscheid liegt. Von Montag bist Samstag können die Gäste das Tagespflegehaus von 8.30 Uhr bis 16.00 Uhr besuchen. An manchen Tagen sind bis zu 20 Menschen – meist demenziell verändert – bei uns zu Gast.

▪ Text: Renate Weidner

Der Tag wird von einer Beschäftigungsfachkraft geplant. Mitarbeitende vieler verschiedener Berufsgruppen unterstützen die Gäste bei der Tagesgestaltung. Dazu zählen examinierte Altenpfleger, Gesundheits- und Krankenpfleger, Pflegehelfer, Schüler aus berufs- und allgemeinbildenden Schulen, Praktikanten, Menschen im Freiwilligen Sozialen Jahr und einige Ehrenamtliche. Das Konzept schreibt vor, dass vier Gäste von mindestens einem Menschen betreut werden.

„Komm Herr Jesu und sei du unser Gast…“, damit dieses Gebet um 12 Uhr im Tagespflegehaus gesprochen werden kann, ist einiges an Vorbereitungen notwendig, denn die Mitarbeitenden planen und kochen zusammen mit den Gästen das Mittagessen. „Hausmannskost“ steht dabei immer im Vordergrund.

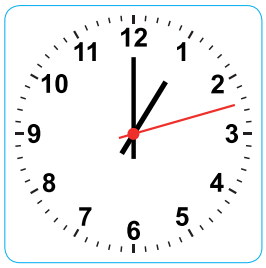
Ab 10 Uhr werden Vorbereitungen getroffen. Gemeinsam mit den Mitarbeitenden schälen die Gäste Kartoffeln, putzen Gemüse, waschen Salat. „Reibekuchen“, das ist ein häufiger Wunsch der Gäste. Dann müssen viele Kartoffeln geschält werden. Ein Teil der Kartoffeln wird dann natürlich von Hand gerieben. Dabei werden Erinnerungen wach und ausgetauscht. Und natürlich darf auch die Zubereitung des Desserts nicht vergessen werden. Auch hier werden die Gäste mit einbezogen.

Das eigentliche Kochen übernimmt dann ein Mitarbeiter, manchmal auch zusammen mit einem Gast. Dabei nutzen wir die Küche, die im letzten Jahr neu angeschafft wurde. Es handelt sich um eine ganz normale Küche, wie sie die Gäste auch zu Hause haben. Bewusst haben wir auf Industriemöbel verzichtet, um bei den Gästen Erinnerungen wach zu halten.

Gemeinsames Kochen

Zum Abschmecken nutzen wir wieder die vielen Erfahrungen, die unsere Gäste mitbringen und lassen probieren. Die Gäste sagen dann, was noch „fehlt“. Der Essensduft ruft dann alle schon fast von alleine an den Tisch. Hier hat jeder seinen Stammplatz. Das vorbereitende Tische eindecken übernehmen die Gäste völlig selbstverständlich und gerne. Dabei lernen manchmal auch unsere Schüler oder die jungen Menschen im Freiwilligen Sozialen Jahr, wie ein Tisch gedeckt wird. Gerne zitieren die Gäste die Regel: Messe-r nach rechts, Gabe-l nach links. Jeder erhält ein gelbes Tischset, auf dem das rote Geschirr einen deutlichen Kontrast bietet und gut wahrgenommen werden kann. Eine Stoffserviette gehört selbstverständlich dazu, genauso wie das Namensschild eines jeden Gastes.

Nach dem Tischgebet wird das Mittagessen fröhlich eingenommen, bei munterem Plaudern und mit dem guten Gefühl, an der Zubereitung beteiligt gewesen zu sein. Wie früher.



Seit 5 Uhr ist Nadine Schneider auf den Beinen. Heute hat sie insgesamt neun Patienten versorgt, die dazugehörige Dokumentation erledigt und eine Arztpraxis aufgesucht, um weitere Verordnungen für eine betreute Patientin entgegenzunehmen. Dabei hat sie insgesamt 100 Kilometer mit ihrem Dienstwagen zurückgelegt.

▪ Text: Emily Paersch

13 Uhr. Feierabend für Nadine Scheider

… der Sinn des Lebens: Ambulante Pflege

„Dienstags und donnerstags komme ich in der Regel etwas schneller voran, denn an diesen Wochentagen steht bei den meisten Patienten die Thrombosevorsorge und damit „nur“ das Anlegen der Kompressionsstrümpfe auf dem Programm“, erläutert sie. Im Sommer wird dies allerdings durch die feuchte Hitze erschwert, denn dann lässt sich das gummiartige Material der Strümpfe nur schwer über die Beine ziehen. „Da komme auch ich ganz schön ins Schwitzen“, lächelt sie.

„Montags, mittwochs und freitags werden Wundverbände erneuert – das ist etwas aufwendiger und dauert länger.“ Wenn dann auch noch der Verkehr in und um Bad Kreuznach stockt, erreicht sie ihre Klienten oft nur mit Verspätung. „Manche Patienten reagieren dann etwas säuerlich, denn insbesondere alte Menschen haben oft einen festen Tagesablauf und jede Verschiebung stiftet Unruhe“, erklärt sie.

Nadine Schneider ist 24 Jahre alt. Seit drei Jahren arbeitet sie in der ambulanten Pflege für die Evangelische Sozialstation Bad Kreuznach. Dass sie Krankenschwester werden will, wusste sie jedoch bereits mit 14 Jahren. „Mir liegt das Helfen im Blut“, lacht sie. Nachdem sie ihre Ausbildung 2010 beendet hatte, arbeitete sie zunächst im Altenheim, wechselte aber bald in die ambulante Pflege.

Zusammen mit ihren 51 Kolleginnen und einem männlichen Kollegen pflegen sie insgesamt 250 Klienten. Nadine Schneider arbeitet wie viele ihrer Kolleginnen 30 Stunden die Woche in Wechselschicht. Die Frühschicht beginnt um 6 Uhr und dauert offiziell bis 13 Uhr, die Spätschicht startet um 15 und dauert bis 21 Uhr. Der Schichtdienst wechselt wochenweise und in der Regel freut sie sich über zwei freie Wochenenden im Monat.

Als sogenannte Springerin ist Nadine Schneider mit der Pflege aller 250 Klienten vertraut und kann bei krankheitsbedingten Ausfällen anderer Kolleginnen auf allen Routen eingesetzt werden.

Persönliche Gespräche

In ihrem Arbeitsalltag erfährt sie oft sehr persönliche Dinge aus dem Leben der Patienten. Viele Gespräche drehen sich um die Familie, Krankheiten, große und kleine Sorgen, aber auch Freuden. „Man taucht geradezu ein in das Leben der anderen“, stellt sie fest. Die Nähe entsteht quasi zwangsläufig, denn Patienten, die bei der Körperpflege unterstützt werden müssen, zeigen sich in ihrer verletzlichen Nacktheit.

Insbesondere die Pflege sterbender Patienten geht ihr nahe. Die Begleitung auf der letzten Wegstrecke empfand sie anfangs als sehr belastend. „Mit der Zeit lernt man, Distanz zu wahren“, erklärt sie. „Diese Eindrücke darf man nicht mit nach Hause nehmen.“

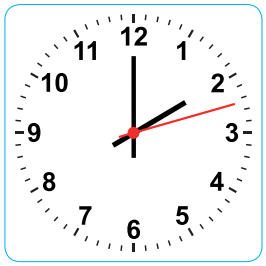
Ihr persönliches Verhältnis zum Tod hat sich seit der Betreuung von Sterbenden stark verändert. „Die eigene Vergänglichkeit wird bewusst, die Wertschätzung des Lebens größer“, sagt sie.

Bei aller Belastung wolle sie dennoch mit keinem anderen Beruf der Welt tauschen, bekräftigt sie lächelnd und blickt mit ihren 24 Jahren aus wissenden Augen, die zwinkernd zu verstehen geben: Der Sinn des Lebens ist ein Leben mit Sinn.

Der Sinn des Lebens ist
ein Leben mit Sinn.

14 Uhr in der Hüttmannschule in Essen-Altendorf: Für zwölf Kinder der städtischen Gemeinschaftsgrundschule beginnt nach Schulschluss an drei Tagen in der Woche ein ganz besonderes Programm.

▪ Text: Bernhard Munzel



14 Uhr. Macht Schule: Die Sozialpädagogische Nachmittagsbetreuung in Essen

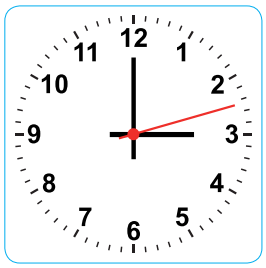
Sie nehmen an der „Sozialpädagogischen Nachmittagsbetreuung“ des Diakoniewerks Essen teil – eine in die Strukturen des Offenen Ganztags eingebundene intensivpädagogische Gruppenarbeit, die für jeweils zwölf Kinder mit „erhöhtem erzieherischen Bedarf“, wie es in der Fachsprache heißt, konzipiert wurde.

Nach mehr als zehn Jahren hat sich das Angebot im Schulalltag fest etabliert. Schule, Jugendamt und Diakoniewerk arbeiten im Stadtbezirk eng zusammen. Sie wählen gemeinsam die Kinder aus, die an dem Gruppenangebot teilnehmen, setzen Ziele, begleiten und fördern, werten aus.

Mit Erfolg, denn das Pilotprojekt hat Schule gemacht. Insgesamt sechs Essener Grundschulen aus dem gleichen Stadtbezirk bieten inzwischen diese besondere Form der Nachmittagsbetreuung an. 172 Schülerinnen und Schüler nahmen in den ersten zehn Jahren an dem Programm teil, mehr als zwei Drittel der Lehrer geben an, positive Auswirkungen registriert zu haben. Und auch bei den Eltern hat die Nachmittagsbetreuung eine hohe Akzeptanz.

„Die Stärkung der eigenen Ressourcen und die Erweiterung der sozialen und emotionalen Kompetenzen stehen im Vordergrund“, unterstreicht Gisela Strotkötter, Bereichsleiterin des Diakoniewerks Essen. „Unsere Teams unterstützen die Kinder etwa bei der Bewältigung von Aggressionen und bei Schwierigkeiten im Schulalltag“, erläutert die Expertin. „Sie bieten ihnen eine verlässliche Tagestruktur mit sinnvollen Freizeitaktivitäten, einen geschützten Rahmen und ein vertrauensvolles Beziehungsangebot.“

Angebote wie Entspannungsübungen, Coolness-Trainings und erlebnispädagogische Aktionen stehen dabei ebenso auf dem Programm wie regelmäßige Elternarbeit. „Ein großer Vorteil des Konzepts besteht darin, dass es sehr frühzeitig und im gewohnten Umfeld greift. Stellt sich bei den Familien weiterer Unterstützungsbedarf heraus, können weitere passgenaue Jugendhilfeangebote vermittelt werden“, so Strotkötter.



15 Uhr. Wenn die Diakonie auf Reisen geht …

Viele Diakonische Werke bieten Erholungs- und Studienreisen für Senioren, Erwachsene, Familien und Menschen mit Behinderungen an. Seit sieben Jahren begleiten auch Sabine und Jürgen Timm als ehrenamtliche Reiseleiter Senioren-Freizeiten in den Kirchenkreisen Herford und Lübbecke.

▪ Text: Sabine Timm

Beliebtes Ausflugsziel: Das Wildseemoor in Kaltenbronn im Schwarzwald

Kurz vor 15 Uhr in Bad Wildbad im Schwarzwald: Die Senioren-Reisegruppe der Diakonie macht sich auf den Weg vom Hotel Bergfrieden hinunter zur Bushaltestelle. Mit dem Gästeticket geht es gemeinsam nach Kaltenbronn zu einer Wanderung ins Hochmoor. Das Höhengebiet Kaltenbronn mit seinen ausgedehnten teils kargen Wäldern und den Hochmooren ist seit jeher ein beliebtes Ausflugsziel. An der Endstation, fast 1.000 m über dem Meeresspiegel, teilt sich die Seniorengruppe.

Mein Mann geht mit den geübten Wanderern voraus, ich mit den restlichen Personen, die zwischendurch auch mal verschnaufen wollen, hinterher. Der Wanderweg ist gut ausgeschildert, so dass wir am Ende wieder zusammenkommen werden. Nach einem längeren Anstieg befinden wir uns dann auf einem mit Planken befestigten ebenen Weg, der uns direkt zum Hohlohturm führen soll.

Himmlische Ruhe und Sonnenschein

Wir genießen die himmlische Ruhe, den Sonnenschein und die schattigen Waldwege. Je weiter wir vorankommen, desto mehr erfreuen uns die Heidesträucher am Wegesrand. Umgestürzte Bäume bleiben hier einfach liegen. Die Natur holt sich nach gewisser Zeit alles wieder zurück. Wir lernen, dass Hochmoore und ihre Wälder etwas Besonderes sind. Wenige wissen, dass Pflanzen und Tiere der Moore schon auf geringste Veränderungen empfindlich reagieren. Schäden in diesem einzigartigen Lebensraum sind nur schwer rückgängig zu machen.

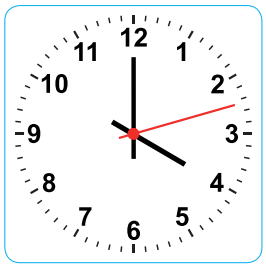
Und nun können wir hier unterwegs sein! Im zweitgrößten sogenannten Bannwaldgebiet Baden-Württembergs. 1.000 m über dem Meer! Bannwälder sind sich selbst überlassene Waldgebiete, in denen sich die Natur frei entfalten soll. Sie bieten bedrohten Tier- und Pflanzenarten lebenswichtigen Rückzugsraum.

Hier oben ist es immer ein wenig kälter, ein fast südskandinavisches Klima beherrscht diese Mittelgebirgsregion. Linkerhand erreichen wir zwei kleinere Moorseen. Unsere „Naschkatzen“ pflücken durch das Geländer hindurch köstliche Blaubeeren. Einige Bänke laden uns zur kurzen Rast ein.

Herrlicher Rundblick

Schon bald können wir dann den Hohlohturm erkennen. Wiedervereint lassen wir uns mit den anderen zur Rast an den Bänken der Schutzhütte nieder. Den „Kaffee“ gibt es nun in Form einer Praline. Einige trauen sich, den Turm mit seiner Wendeltreppe zu erklimmen. Fröhlich winken wir den unten Sitzenden zu. Von hier oben hat man einen herrlichen Rundblick. Und in weiter Ferne können wir sogar ein Stück des Rheins erkennen!

Auf direktem Wege geht es dann zurück zur Bushaltestelle. Der Linienbus gehört an diesem Tage uns alleine. Ein wunderschöner Ausflug in der Freizeit-Gemeinschaft geht zu Ende. Voller Eindrücke, wohlbehalten, müde und hungrig erwartet uns das Hotel mit einem leckeren Abendessen zurück.



16 Uhr. Zeit und Ehrenamt

„Dienstag 16 Uhr? Nein, das geht gar nicht, da bin ich noch im Büro.“ Eigentlich sollte es keine große Sache sein, ein kurzes Treffen, Ideen austauschen, Aufgaben verteilen und dann das Projekt angehen. Aber als es darum ging einen Termin zu finden, wurde es auf einmal kompliziert.

▪ Text: Ulrich T. Christenn

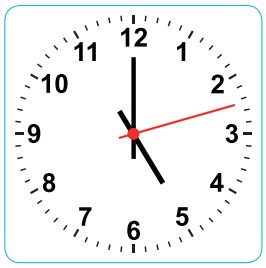
Die hauptamtliche Mitarbeiterin hat nur ein halbe Stelle und arbeitet in der Regel bis 14 Uhr. Die beiden Ehrenamtlichen arbeiten in einer anderen Stadt und sind selten vor 18 Uhr zurück vor Ort. Der angepeilte Nachmittagstermin, um 16 Uhr, war für alle Beteiligten mit Umständen verbunden. Die Wochenenden als Besprechungstermin waren auch schwierig, da alle für Kinderbetreuung sorgen müssten. Schließlich fand sich ein Termin: ein gemeinsames Frühstück in einer Bahnhofsbäckerei um 8.15 Uhr, bis die nächste S-Bahn zu den Arbeitsstätten fuhr.

Die Presbyteriumssitzungen begannen immer um 18 Uhr. Vorher gab es traditionell eine kleine Bewirtung, die der Küster vorbereitete: Kartoffelsalat mit Würstchen oder belegte Brötchen. Bis die vorsitzende Pfarrerin auf die Idee kam, diese Ausgaben einzusparen. Man könne doch vorher zu Hause Abendbrot essen und dann zur Sitzung kommen. Das brachte die berufstätigen Presbyteriumsmitglieder auf die Barrikaden: Nach 8 Stunden am Arbeitsplatz fehlt ihnen die Zeit für ein Abendessen zu Hause und ohne eine Grundlage seien Presbyteriumssitzungen nicht durchzustehen.

Untersuchungen zeigen, dass zwei Drittel aller Ehrenamtlichen bis zu fünf Stunden pro Woche engagiert sind, rund zwölf Prozent sind sogar über zehn Wochenstunden im Einsatz.

Das sind nur zwei Beispiele dafür, welche Rolle Terminfindung und Zeitmanagement beim freiwilligen Engagement spielen können. Untersuchungen zeigen, dass zwei Drittel aller Ehrenamtlichen bis zu fünf Stunden pro Woche engagiert sind, rund zwölf Prozent sind sogar über zehn Wochenstunden im Einsatz. Männer können mehr freie Zeit für ihr Engagement einsetzen, 41 Prozent sogar mehr als fünf Stunden pro Woche. Hier zeigt sich, dass Frauen offenbar durch die Doppelbelastung von Berufs- und Familienarbeit ein angespannteres Zeitbudget haben. Das wirkt sich nicht nur auf eine geringere Beteiligung am Engagement aus, sondern auch auf die Zeit, die dafür verbleibt.

Im Monat kommen da einige Stunden zusammen. In die wichtigste Tätigkeit investierten die Freiwilligen rund 16 Stunden. Auffällig ist dabei, dass Erwerbstätige, die sich von ihren Arbeitgebern unterstützt sehen, deutlich mehr Zeit für ihr Engagement aufbringen können als nicht unterstützte (19 gegenüber 13 Stunden). Arbeitslose erbringen einen besonders hohen Einsatz für ihr Engagement (22 Stunden). Bei Schülerinnen und Schülern hat der zeitliche Einsatz in den letzten Jahren abgenommen (1999: 16,6 Stunden, 2009: 12,7 Stunden), allerdings ohne dass ihre Engagementquote gesunken wäre. Hier zeigen sich vermutlich die Auswirkungen des zunehmenden Ganztagsschulbetriebs.



17 Uhr. Für die Diakoniesammlung unterwegs

„Im November wird es so früh dunkel, da trauen sich unsere Sammlerinnen nicht mehr mit den Sammeldosen auf die Straße“, so oder so ähnlich hört man es aus vielen Gemeinden.

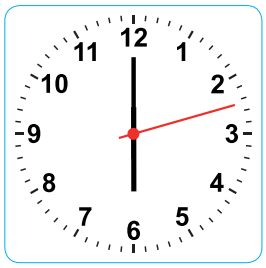
▪ Text: Ulrich T. Christenn

Für Ehrenamtliche, die sich für die Diakoniesammlung engagieren, ist das ein ganz wichtiges Thema: Wann ist der richtige Zeitpunkt zum Sammeln? Wer die Sammlung persönlich von Haustür zu Haustür durchführt, der trifft Berufstätige und Familie selten vor 17 Uhr überhaupt an. Ältere Menschen dagegen haben oft Scheu, überhaupt die Türen abends für Fremde zu öffnen.

Dort, wo für die Diakonie mit Straßenaktionen gesammelt wird, stellen sich die Fragen anders: Soll im Rahmen des Wochenmarktes zu Spenden aufgerufen werden oder nach Feierabend auf dem Parkplatz vor dem Getränkemarkt oder ist der Samstagvormittag in der Innenstadt die bessere Wahl? Zu welchem Zeitpunkt sind Menschen am besten ansprechbar, um für eine gute Sache zu spenden?

„Wichtig ist auf jeden Fall die Sammlung, ob an der Haustür oder als Straßenaktion und dass die Sammlung im Gemeindebrief, im Schaukasten und der Lokalpresse angekündigt wird“, rät Ulrich T. Christenn, bei der Diakonie RWL zuständig für die Diakoniesammlung.

Besonders bei einmaligen Sammelaktionen kann so auch auf den konkreten Termin hingewiesen werden. „Wer im Gemeindebrief liest, dass Pfarrer X und Pfarrerin Y am Samstag vor dem 2. Advent um 17 Uhr zusammen auf dem Marktplatz Tandem fahren, um Spenden für die Diakonie zu sammeln, wird neugierig und geht vielleicht extra deshalb zu dieser Sammelaktion.“



18 Uhr. Abendessen im Altenheim

Es ist kurz vor 18 Uhr, als die hauswirtschaftliche Mitarbeiterin Frau Serkel in der Küche rasch einen letzten prüfenden Blick auf den Speisewagen wirft, ob nicht doch noch etwas fehlt.

▪ Text: Renate Forke

Und tatsächlich fehlt das Paderborner Graubrot. Frau Serkel läuft fix in den Lagerraum und greift zielsicher in das Regal, in dem alle Brotsorten liegen und dann schnell auf die Wohnbereiche.

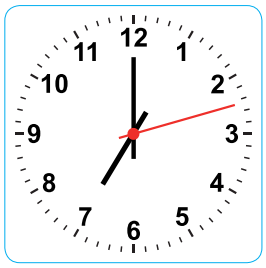
„Bin ich hier richtig?“ fragt die 96-jährige elegant gekleidete Dame. Sie leidet an Demenz und ist nicht immer orientiert. „Frau Ellers, ich nehme Sie mit zu ihrer Etage.“ Die Aufzugstüren öffnen sich und Frau Serkel und Frau Ellers spazieren hinein.

Auf Etage drei angekommen, begleitet Pfleger Herr Anders die alte Dame zu ihrem Essplatz. Alle anderen Bewohner warten bereits auf das Abendbrot. Für die meisten sind die festen Essenszeiten wichtig, weil sie Tagesstruktur und Orientierung geben. Aber es gibt Ausnahmen. „Das Essen von Frau Bertram müssen wir zurückstellen“, sagt Pfleger Anders zu seiner Kollegin Frau Deuter, während diese die Heißgetränke verteilt. „Sie ist heute Nachmittag bei Ihrer Enkelin zum Kaffee eingeladen, die Tochter wird sie gegen 19 Uhr zurückbringen.“

Bedürnisorientierte Betreuung

Herr Kettler trinkt zum Abendbrot immer sehr gerne sein Bier. Das hat der fürsorgliche Sohn den Pflegerinnen beim Einzug ins Altenheim erzählt. Der Vater kann diesen Wunsch wegen seiner Sprachaphasie nicht mehr selbst mitteilen. Aber das ist auch gar nicht nötig, denn es ist als wichtige Gewohnheit in der Pflegedokumentation beim Thema Essen und Trinken vermerkt. So ist sichergestellt, dass alle Mitarbeitenden die Bedürfnisse und Gewohnheiten der Bewohner kennen. Eine bedürfnisorientierte Betreuung hilft den Bewohnern, sich schnell in der Einrichtung einzuleben und sich im neuen Zuhause wohlzufühlen.

Herr Kettler trinkt derweil genüßlich den ersten Schluck Bier zu seinem Leberwurstbrot und wischt sich den Schaum vom Mund. Und als er dann mit einem begeisterten Seufer ausruft „gekühltes Bier, es gibt nichts Besseres!“, müssen alle um ihn herum lachen.



Viele ältere Menschen haben vor allem einen Wunsch: möglichst lange in den eigenen vier Wänden wohnen bleiben. Mit dem Telefonischen Besuchsdienst hat das Diakonische Werk im Kirchenkreis Leverkusen einen Beitrag dazu entwickelt.

▪ Text: Klaus-Joachim Börnke

19 Uhr. „Da fragt mal jemand, wie es mir geht."

Telefonischer Besuchsdienst im Kirchenkreis Leverkusen

„Da fragt mal jemand, wie es mir geht", freut sich Annemarie R. in Leverkusen. Ihr Mann ist vor drei Jahren gestorben, die Kinder wohnen in Hamburg und Kiel, weitere Verwandte gibt es hier nicht mehr. Und seit sie gestürzt ist, traut die 83-Jährige sich kaum noch vor die Tür. So wie sie haben immer mehr alte Menschen nicht mehr viele Außenkontakte.

Seit einem halben Jahr erhält Annemarie R. daher wöchentlich einen Anruf von einer ehrenamtlichen Mitarbeiterin des Telefonischen Besuchsdienstes. Darauf freut sie sich immer schon, und macht es sich bei dem Gespräch bei einer Tasse Tee gemütlich.

„Bei den Gesprächen geht es um den verlässlichen, regelmäßigen Kontakt mit einem festen Gesprächspartner. Meist werden Alltagsgespräche geführt, oft Geschichten aus dem Leben erzählt. Manchmal kommt auch Schweres zur Sprache. Die alten Menschen sind einfach froh, mit jemandem reden zu können", erklärt Sabine Rauh, Koordinatorin der Zentrale des Telefonischen Besuchsdienstes beim Diakonischen Werk Leverkusen.

Sie sorgt auch dafür, dass die Ehrenamtlichen eine fundierte Grundausbildung erhalten und nicht „ins kalte Wasser geworfen" werden. Regelmäßige Fortbildungen gehören ebenfalls zum Angebot.

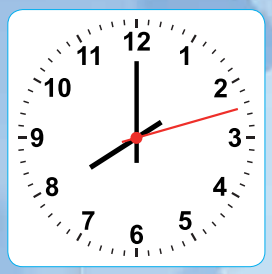
Barbara K. ist eine der Ehrenamtlichen. Sie ist berufstätig und findet deshalb, dass sich der Telefonische Besuchsdienst besonders gut in ihren Wochenablauf integrieren lässt: „Ich telefoniere jeden Freitag um 19 Uhr mit der Frau, die mir vermittelt wurde. Die Gespräche dauern meist so 45 Minuten. Anders als bei einem Hausbesuch kann ich mich dabei auch gemütlich auf mein Sofa setzen."

Allen Ehrenamtlichen gemeinsam ist die Freude, anderen Menschen Zeit und Aufmerksamkeit zu schenken und zu hören, dass es ihnen am Ende des Gesprächs ein bisschen besser geht.

Damit die Ehrenamtlichen nicht außerhalb ihrer Einsatzzeit kontaktiert werden, bleibt die Telefonnummer anonym. Wer aber Hilfe und Rat benötigt, kann die Koordinatorinnen an den Standorten anrufen. Einfach allein gelassen mit seinen Sorgen und Nöten wird niemand.

Auch wenn es eine zentrale Gesamtorganisation beim Diakonischen Werk gibt, findet die praktische Arbeit des Telefonischen Besuchsdienstes in mittlerweile fünf Stadtteilen Leverkusens statt. Die Kooperationspartner vor Ort sind vier Kirchengemeinden und ein Altenheim. „Im Stadtteil präsent und an eine Kirchengemeinde angedockt zu sein, schafft Vertrauen und ermutigt alte Menschen, sich bei „ihrem" Telefonischen Besuchsdienst zu melden. Zwei Mal im Jahr finden in den Gemeindehäusern Begegnungsnachmittage statt. Dort kann, wer mag, seinen Gesprächspartner auch „live" erleben. Und wenn mal Hilfe gebraucht wird, lässt sich das viel besser im Stadtteil organisieren.

Ein Leben am liebsten so lange wie möglich in der eigenen Wohnung im vertrauten Umfeld. Das wünschen sich viele. Mit dem telefonischen Besuchsdienst kann der Alltag hier ein wenig bunter und lebenswerter werden.



20 Uhr. In Rheinland, Westfalen und Lippe…

treffen sich überall Gruppen des Blauen Kreuzes unter dem Dach evangelischer Kirchen, um miteinander das Thema Abhängigkeit mit allen Aspekten in den Blick zu nehmen. Von Sucht Betroffene, Angehörige von Suchtkranken und alle am Thema Interessierten tragen ihr Wissen und ihre Erfahrungen zusammen und leisten so Hilfe zur Selbsthilfe.

▪ Text: Marianne Sasse

Um 20 Uhr in Nordrhein-Westfalen…

beginnt unter den Leitgedanken „Nicht einsam, gemeinsam“, „Nehmet einander an, gleichwie uns Christus angenommen hat und damit „ rein ins Leben“ das Treffen der Selbsthilfegruppe mit spirituellem Einstieg und Besinnlichkeit.

Durch den achtsamen Einstieg in den Gruppenabend und die Besinnung auf den von diakonischem Handeln geprägten Umgang miteinander wird eine wertschätzende Atmosphäre geschaffen, die einen Austausch zu sensiblen Themen erst ermöglicht. In einer ersten Gesprächsrunde werden neue Besucher begrüßt und willkommen geheißen. Sie können erzählen, was sie in die Gruppe treibt, dürfen durchaus auch erst einmal schauen, hören, schnuppern, ohne zu reden.

Um 20 Uhr in Nordrhein-Westfalen…

werden zunächst Erlebnisse der vergangenen Woche geschildert.

„Hier geht es für mich nicht nur um die Frage, wie bleibe ich stabil abstinent. In dieser Runde kann ich auch den Frust loswerden, der mich auf der Arbeit oder in der Familie beschäftigt.“

„Die erste Runde bietet mir sozusagen Entlastung, auch bei ganz alltäglichen Ereignissen, die mich belasten.“ So berichten Gruppenmitglieder.

Zu den in die Runde gesprochenen Themen werden Gedanken ausgetauscht, eigene Erfahrungen mit ähnlichen Situationen erzählt und die Gruppenteilnehmenden können neue Perspektiven auf ihre Schwierigkeiten und Verhaltensmuster gewinnen.

Manchmal werden Referenten zu verschiedenen Themen eingeladen, die im Ablauf der Gruppenstunden den Blick auf verschiedene Lebensbereiche lenken – „ Achtsam sein nach Innen und Außen“, „Spiritualität und Glaube als Bestandteil meiner Haltung mir selbst und Hilfesuchenden gegenüber“, aber auch Informationen über „unterschiedliche Suchtformen“ können Themen dieser Diskussionen sein.

„Mir war nicht klar, wie schnell ich von einer Sucht in die andere rutschen kann. Dass ich achtsam sein muss beim Einnehmen von Medikamenten, wenn ich alkoholabhängig bin.“

„Ich habe erst hier gelernt, dass ich als Angehörige eines Suchtkranken ihm helfe, wenn ich mein eigenes Verhalten kritisch betrachte.“

„Ich brauche als Angehörige keine Entschuldigung für das Trinken meines Partners finden und ich muss mich nicht verantwortlich für sein Verhalten fühlen.“

All das kann ich nur durchhalten, weil die Gruppenmitglieder mir Stärke und Kraft geben, weil ich jede Woche aufs Neue erfahre, dass ich nicht allein bin", berichten die Gruppenmitglieder.

Um 20 Uhr in Nordrhein-Westfalen…

gibt es natürlich auch Pausen in der Gruppenarbeit. Und in diesen Pausen werden ganz private Kontakte gepflegt und Verabredungen getroffen für gemeinsame Unternehmungen. Da wird von Urlaub, Freunden, Kindern und Enkelkindern erzählt. Es wird gescherzt und gelacht, Kaffee getrunken und ab und zu werden auch Kekse gegessen.

Nach der Pause geht´s weiter mit den Gesprächen in der Gruppe: Vielleicht gibt es für den einen oder die andere konkrete Ideen, die zum Beispiel in Rollenspielen ausprobiert werden können.

„Ich bin immer wieder überrascht, wenn ich merke, wie schnell ich beim Ausprobieren spüre, ob diese Möglichkeit für mich sich richtig anfühlt."

„Im Vertrauen auf die Zugewandtheit der anderen kann ich Gespräche üben, die mir schwer fallen."

Um 20 Uhr in Nordrhein-Westfalen…

geben sich Menschen gegenseitig Halt und Unterstützung für ihr Leben im Alltag, in Krisen und schwierigen Lebenssituationen.

„Manchmal bin ich dankbar, dass ich trockener Alkoholiker bin. So habe ich Menschen gefunden, die mir in vielen Situationen Unterstützung bieten, mit mir zittern, sich aber auch mit mir freuen. Insgesamt habe ich hier eine Gruppe gefunden, die mir in vielen Lebenslagen hilfreich ist."

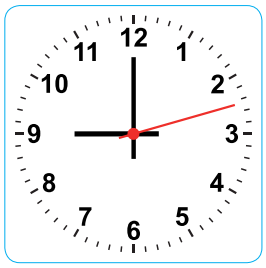
Irgendwann ist nicht mehr

20 Uhr in Nordrhein-Westfalen…

dann geht die Gruppe nach circa 1,5 Stunden dem Ende entgegen. Es gibt einen gemeinsamen Abschied, durch Worte, die mit auf den Weg gegeben werden, durch ein gemeinsames Lied, vielleicht auch nur durch „Jede/r reicht jede/m die Hand". Da ist dann jede Gruppe um 20 Uhr in Nordrhein Westfalen ganz anders.

Doch was jeder mitnimmt nach Hause in den Alltag ist das Gefühl, nicht einsam zu sein ... frei nach den Leitsätzen des Anfangs.

So schließt sich der Kreis einer Gruppenstunde des Blauen Kreuzes in Nordrhein-Westfalen.



21 Uhr. Was alles passieren kann

Notübernachtung von Frauen in der Bahnhofsmission Aachen

Ich weiß nicht, was ich machen soll. Mit diesen Worten beginnen oft Gespräche, die die Mitarbeitenden der Bahnhofsmission führen.

▪ Text: Renate Weidner

1. Sie ist circa 30 Jahre alt und reiste mit dem Zug aus Süddeutschland nach Aachen. Sie folgte der Einladung eines Herrn aus Aachen. Per Internet verabredete sie sich mit ihm. Er versprach ihr eine schöne Zeit. Das Geld für die Rückreise würde er ihr geben, wenn sie vor Ort sei. Kurzerhand, er hörte sich ja am Telefon so nett an, machte sie sich auf und kam nach Aachen. Der Mann war nicht da.

Sie wartete seit drei Stunden am Bahnhofsgelände, als sie den Außendienstmitarbeitenden der Bahnhofsmission auffiel. Sie saß verunsichert und in sich gekehrt auf einer der Bänke am Bahnhof und wiederholte immer nur den einen Satz: „Was soll ich nur machen?“

Die Bahnhofsmissionsmitarbeitenden brachten sie in das Büro der Sozialarbeiterin. Hier brach sie zusammen und weinte zunächst einige Minuten. Dann berichtete sie, dass sie ihr zweijähriges Kind in die Obhut von Freunden gegeben hätte. Sie müsse dringend am nächsten Tag, ein Samstag, zurück. Sie selber habe keinerlei Geld mehr und könne nicht mehr telefonieren, weil auch kein Guthaben mehr auf ihrem Handy sei. Die Sozialarbeiterin bemühte sich telefonisch, Familie und Freunde der jungen Frau zu erreichen. Leider ohne Erfolg.

Immerhin konnte ihr eine Übernachtungsmöglichkeit in der Bahnhofsmission angeboten werden. Außerdem wurde ihr für die Rückfahrt am nächsten Tag eine Fahrkarte besorgt.

Mittlerweile fuhren auch keine Züge mehr in Richtung Süddeutschland. Immerhin konnte ihr eine Übernachtungsmöglichkeit in der Bahnhofsmission angeboten werden. Außerdem wurde ihr für die Rückfahrt am nächsten Tag eine Fahrkarte besorgt. Sie war sehr froh und dankbar über die angebotene Hilfe, insbesondere darüber, in einer ihr fremden Stadt eine sichere Übernachtungsstelle gefunden zu haben. So kam sie langsam zur Ruhe. Am nächsten Morgen lag auf dem Tisch im Übernachtungsraum ein Bild, das sie gemalt hatte, mit einem Segensspruch für die Bahnhofsmission.

2. Abends kommt eine Frau, circa 60 Jahre alt, mit einer großen Menge Gepäck und einem Katzenkorb in die Bahnhofsmission. Sie gibt an, alles im europäischen Ausland aufgegeben zu haben und möchte sich jetzt in Aachen niederlassen. Sie weiß nicht wo sie hin soll. Mit einer Katze wird sie keinen Übernachtungsplatz finden.

Sie macht einen ordentlichen und sauberen Eindruck. Die grauweiße, etwas untersetzte Katze wirkt sehr zufrieden und entspannt.

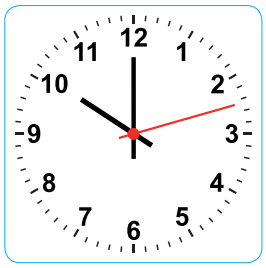
Wir boten ihr die Möglichkeit, einige Nächte in der Bahnhofsmission zu übernachten. Sie fand mit Unterstützung recht schnell eine Wohnung.

3. Eine Frau aus Osteuropa wurde um ihr Gehalt geprellt. Jetzt möchte sie zurück in ihre Heimat. Der Überlandbus fährt sehr früh morgens in Aachen ab. Sie hat kein Geld, um eine Übernachtung in einem Hotel zu bezahlen. Wir ermöglichten ihr, in der Bahnhofsmission zu übernachten. Den Bus erreichte sie rechtzeitig.

Frauen, denen in der Bahnhofsmission eine Übernachtung angeboten wird, sind dort in der Nacht alleine. Sie bekommen etwas zum Verzehr und ein Getränk – Wasser, Kaffee oder Tee. Die übrigen Räumlichkeiten der Bahnhofsmission werden verschlossen. Am nächsten Morgen verlassen sie die Bahnhofsmission und ziehen die Eingangstür hinter sich zu. Die Schließanlage der Bahnhofsmission lässt kein erneutes Betreten zu.

Die Bundespolizei wird über die Übernachtung informiert. Die Beamten gehen in der betreffenden Nacht häufig an der Bahnhofsmission vorbei und sehen unauffällig nach dem Rechten.

Bis zum heutigen Tag haben wir noch nie schlechte Erfahrungen gemacht. Jährlich kommt dies bis zu 30 Mal vor.



22 Uhr. Bei Anruf Not

Das Essener Jugend-Not-Telefon

22.00 Uhr im Aufnahmeheim des Diakoniewerks Essen: Tanja Hechinger hat heute Nachtdienst. Gemeinsam mit ihrem Team ist sie zuständig für die Betreuung der bis zu 19 Jugendlichen, die anderswo zurzeit keine feste Bleibe haben. Und für das Essener Jugend-Not-Telefon, das wie immer, wenn das Jugendamt Feierabend macht, auf das Aufnahmeheim umgestellt ist.

▪ Text: Bernhard Munzel

Foto: pixelio.de: Paul-Georg Meister

Foto: pixelio.de: Viktor Mildenberger

Und wenn das silberne Mobiltelefon mit der Durchwahl 26 50 50 klingelt, ist Tanja Hechinger sofort zur Stelle. Denn jetzt ist Not am Mann – oder besser gesagt, an Kindern und Jugendlichen jeglichen Alters. Weil sie von zu Hause rausgeworfen wurden oder es einfach nicht mehr aushalten. Weil sie Schläge bekommen, total verzweifelt sind und nicht mehr wissen, wie es weitergehen soll. Weil sie jemanden zum Reden brauchen, zum Zuhören, zum Ausweinen.

„Es gibt immer einen Ausweg“ – das ist die Kernbotschaft von Tanja Hechinger und ihrem Team. Auch für besorgte Mütter und Väter, für Tanten und Onkel, für Großeltern und Nachbarn. Für alle, die über das Not-Telefon anrufen, weil sie selbst keinen Rat mehr wissen und dringend Unterstützung brauchen. Und je nach Situation entscheidet die Pädagogin auch direkt am Telefon, ob ein Außeneinsatz vor Ort notwendig ist.

Wird – wie so oft – dringend ein Schlafplatz benötigt, können die Betroffenen auch im Aufnahmeheim unterkommen. Auch wenn die Polizei sich meldet, weil sie wieder mal einen völlig orientierungslosen Jugendlichen aufgegriffen hat. Erst mal zur Ruhe kommen und dann gemeinsam abwägen, wie es in den nächsten Tagen und Wochen weitergehen kann – dafür ist das Team des Aufnahmeheims rund um die Uhr erreichbar. Nicht nur – aber auch – per Not-Telefon.

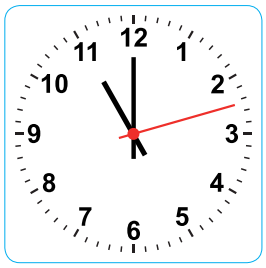
ZAHLEN UND FAKTEN:

Jeden Werktag ist das Essener Jugend-Not-Telefon ab 15.30 Uhr bis zum nächsten Morgen um 8.30 Uhr vom Jugendamt der Stadt Essen auf das Aufnahmeheim des Diakoniewerks Essen umgestellt – freitags bereits ab 14.30 Uhr, an Wochenenden und an Feiertagen ganztägig.

Knapp 1.500 Anrufe erreichten die Mitarbeitenden in 2014, mehr als 500 Mal meldeten sich Erwachsene, rund 400 Mal die Polizei und etwa 80 Mal riefen minderjährige Kinder und Jugendliche an.

Mehr als 80 Mal kam es in Folge der Anrufe zu Außeneinsätzen, bei etwa der Hälfte davon zu Inobhutnahmen minderjähriger Kinder und Jugendlicher.

„Es gibt immer einen Ausweg“: Tanja Hechinger vom Essener Jugend-Not-Telefon



23 Uhr. Nachts im Frauenhaus Alsdorf

Es ist 23 Uhr. Im Frauenhaus schlafen sieben Frauen und 14 Kinder in ihren Betten. Die Ruhe wird durch das Klingeln des Bereitschaftstelefons unterbrochen. Bereitschaftstelefon? Das bedeutet, eine Bewohnerin im Frauenhaus hat Bereitschaftsdienst und wird von einer Mitarbeiterin, die auch Bereitschaftsdienst hat, angerufen. Eine Frau braucht dringend Hilfe.

▪ Text: Renate Weidner

Bild aus der Ausstellung „Wer pinselt Farbe in mein Leben – wenn nicht ich“, Frauenhaus Alsdorf

Frau Pütz hat häusliche Gewalt erlebt. Ihr Mann hat sie gegen das Schienbein getreten und in den Bauch geboxt. Frau Pütz hat diese Gewalt nicht zum ersten Mal erlebt. Doch jetzt ist für sie alles anders; er hat sie im Beisein der Kinder angeschrien und geohrfeigt. Er hat ihr gesagt, dass sie zu blöd zum Kochen ist. Dabei ist das Essen nur angebrannt, weil sie ihm noch schnell das Garagentor geöffnet hat und er nicht durch den Regen laufen muss. Sie tut immer viel, damit er gute Laune hat. Frau Pütz ist ständig angespannt und hat Angst, etwas falsch zu machen.

Es ist 21 Uhr, als die dreifache Mutter aus dem Haus direkt zu den Nachbarn rennt. Sie besitzt kein Handy mehr. Das hat er ihr abgenommen. Herr Pütz meint, sie würde damit nur mit ihrer Mutter telefonieren. Dabei traut sie sich schon lange nicht mehr ihre Mutter anzurufen, weil die Mutter ihren Mann nicht mag und ihre Tochter überzeugen wollte auszuziehen.

Die Nachbarn sind nicht verwundert „… wir haben uns schon gefragt, warum Sie so häufig eine Sonnenbrille getragen haben!“ Die Nachbarn wollen helfen. Als der Mann von Frau Pütz die Wohnungstür nicht öffnet, rufen sie die Polizei an.

Als die Polizei eintrifft, öffnet er die Tür und sie kann schnell ein paar Dinge einpacken. Sie hatte vor sechs Monaten die Telefonnummer des Frauenhauses in Alsdorf herausgesucht. Auf der Homepage des Frauenhauses hatte sie recherchiert, wer ihr helfen könnte. Die Internetseite des diakonischen Frauenhauses findet sie ansprechend und mit guten Informationen bestückt.

Sie ruft selber noch den Bereitschaftsdienst des Frauenhauses an, denn diese Nummer kennt sie bereits auswendig. Sie ist erleichtert, als sie von der Mitarbeiterin die Zusage bekommt, dass die Polizei sie mit den Kindern zum Frauenhaus bringen kann. Um 23 Uhr kommt sie dort mit den sehr müden Kindern an. Eine Bewohnerin öffnet ihr die Tür, sie ist informiert. Die Kinder bekommen warmen Kakao und die beiden Frauen trinken Tee. Frau Pütz füllt ein Antragsformular aus und dann bringt die Bewohnerin sie in ihr Zimmer. Sie ist erschöpft, aber auch in Sicherheit. Endlich herrscht Ruhe. Die Kinder kuscheln sich in die Betten und die Mutter liest ihnen noch etwas aus dem bereitliegenden Märchenbuch vor.

Frau Pütz sehnt sich nach einer Dusche und findet in der Willkommensbox alle dazugehörigen Utensilien. Zum Glück, denn in der Aufregung hatte sie nicht mehr klar denken können und zu wenig Zeit, um alles einzupacken. Nach der Dusche geht es ihr besser, aber sie ist nicht müde. Die Kinder schlafen. Sie hört leises Gemurmel aus dem Gemeinschaftswohnzimmer.

Ob da noch jemand Zeit für sie hat? Im Wohnzimmer sitzen inzwischen drei weitere Bewohnerinnen und bieten ihr eine Decke an. Eine Frau hat ein blaues Auge. Frau Pütz traut sich, den Frauen von sich zu erzählen. Da klingelt das Bereitschaftstelefon nochmals. Die Mitarbeiterin fragt nach, ob sie gut angekommen ist. Anschließend reden die Frauen beim Tee noch lange miteinander. Frau Pütz ist ruhiger geworden. Hier fühlt sie sich erst einmal geborgen und schon morgen hat sie einen Beratungstermin. Als sie ihre Müdigkeit fühlt, geht sie zu Bett und schläft zum ersten Mal seit fünf Jahren bis zum nächsten Morgen durch.

www.diakonie-rwl.de